

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Weltbegebenheiten.

Vom Juni 1895 bis zum Juni 1896.

Deutschland.



Seitdem der letzte Kalender erschienen ist, haben wir großen Festlichkeiten zur Erinnerung an den letzten Krieg erlebt. Die glänzenden Siegestage der einzelnen Armeen wurden in jedem Land aufs freudigste begangen.

Besonders glanzvoll gestaltete sich die Feier der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches (am 18. Januar).

Es war ein erhebender Augenblick, als Kaiser Wilhelm, die höfische Festordnung durchbrechend, die alte, ruhmbedeckte Fahne des 1. Garderegiments z. F. ergriff und, das Banner in der Hand haltend, ein kraftvolles Gelübde that, für des Reiches Wohlfahrt und Ehre allezeit einzustehen. „Ein Reich, ein Volk, ein Gott.“ Auch die Friedensfeier (10. Mai) in der alten Kaiserstadt Frankfurt, wo zugleich ein Standbild Wilhelms des Siegreichen enthüllt wurde, erweckte große Erinnerungen. Leider war Fürst Bismarck aus Gesundheitsrücksichten verhindert, den Festen anzuwohnen. Aber an ihn gedacht und von ihm geredet wurde allenthalben.

— Das ganze deutsche Volk ohne Unterschied der Partien hat das

Gedächtnis der herrlichen Zeit mitbegangen. Nur die Sozialisten hielten sich fern, ja sie schmähten das Andenken der Helden, selbst des alten Kaisers Wil-

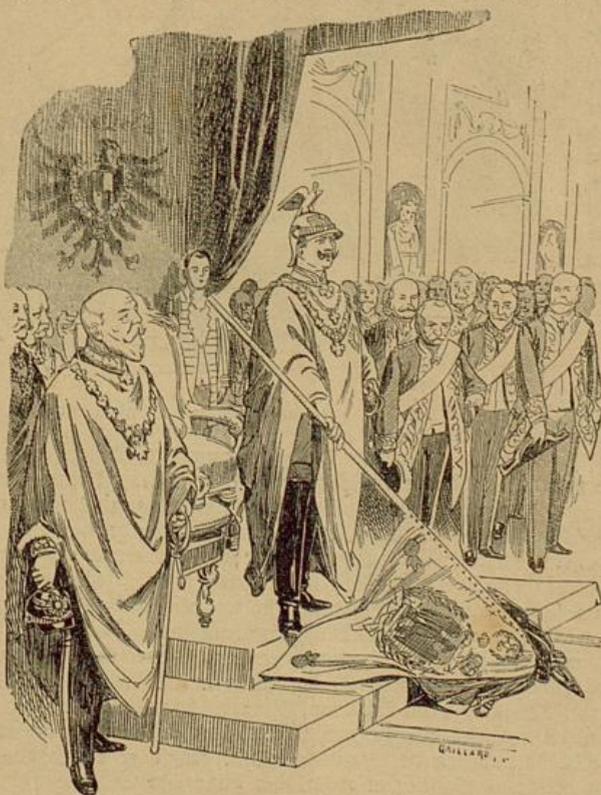
ständender Bote für 1897.

helm. Über diese vaterlandslosen Gesellen ist kein Wort weiter zu verlieren. Sie sollen nur Gott danken, was sie zwar nicht thun, daß sie in Deutschland leben. Der gute deutsche Michel läßt sich ja alles gefallen. Aber wenn in dem freien Frankreich die Sozialisten wagen würden, was die unsrigen thun, so würden sie aufgehängt. — Nun, es mag ja allerdings manchmal an „Patriotismus“ etwas zuviel geleistet worden sein, sofern der Patriotismus bei manchen Leuten in nichts anderem besteht als in Hochlebenlassen, einen Kübel voll Bier trinken und Huldigungstelegramme abschicken. Diese Geschichten kommen allerdings allmählich so dick, daß man ihrer überdrüssig wird. Wo ein paar Menschen beim Bier zusammenkommen, halten sie Reden, die „von wahren Patriotismus durchglüht, nach Form und Inhalt gleich vollendet sind,“ da gelobt man unwandelbare Treue zu Kaiser und Reich, zu Fürst und Vaterland u. s. w.: damit man in die Zeitung kommt und am andern Morgen beim Kaffee mit Wollust das begeisterte Lob des Artifelschreibers über die herrliche Rede lesen und der staunenden Gattin zeigen kann, was sie für einen berühmten Mann hat, zur gebührenden Darnachachtung.

Das ist nicht Patriotismus. Wahre Liebe schwacht nicht immer von sich; sie brüstet sich nicht; so auch die Vaterlandsliebe. Nur ein hohles Faß tönt. Also nicht zuviel Worte machen und nicht zuviel Patriotismus sprühen! Da hat es in Berlin ein braver Metzger anders gemacht. Er bewirtete die Soldaten der Garnison mit 14 000 Liter Bier und 28 000 warmen Würsten. Und der Gemeinderat eines Dorfes bei Weiningen schenkte jedem Veteranen einen funkelneugelneuen Regenschirm. Offenbar ist einer der Stadtväter Fabrikant in diesem Artikel. Dagegen muß mit Schmerz berichtet werden, daß in Neuf-Greiz, im Reich des Herrschers aller

Neuken ä. L., der Kirchgang der Veteranen auf Befehl der

hohen Regierung durch den Gendarm des Fürstentums verboten wurde, allerdings vergeblich, aber unter Androhung einer Bestrafung wegen Landfriedens-



„Ein Reich, ein Volk, ein Gott!“ (18. Januar 1896.)

bruches. Dies macht in Frankreich schlimmen Eindruck, denn die Franzosen glauben, weil von Neuf im Kladderadatsch so oft die Rede ist, diese Großmacht bilde den Hauptbestandteil des Deutschen Reiches. Bei Gelegenheit der Erinnerungsfeiern hat man auch erfahren, warum die Franzosen die Schlachten von Wörth und Weissenburg verloren. Kamen da zwei höhere französische Offiziere an ein pfälzisches Schulhaus bei der Grenze geritten und zwangen den geängsteten Lehrer zur Herausgabe einer Karte der Pfalz. Sie wollten darauf offenbar den nächsten Weg nach Berlin suchen. Der Schullehrer gab das Verlangte her, die Offiziere zwirbelten die Schnauzhärte, schauten in die Karte hinein und ritten vergnügt davon. Es war eine Karte von Palästina; kam nicht der heillosen Durcheinander in der französischen Armee vielleicht daher, daß sich die Generale auf der Karte nicht zurechtfinden konnten? — Im übrigen hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit

aufser mit einigen Skandalen hauptsächlich mit der ausländischen Politik, d. h. mit den orientalischen Wirren, beschäftigt. Durch Skandale wurden berichtigt der konservative streng orthodoxe Freiherr v. Hammerstein, Redakteur der Kreuzzeitung, sowie ein gekaufter Jude, der Advokat Frix Friedmann in Berlin. Es hat also keine Partei der andern viel vorzuwerfen, Spitzbuben gedeihen überall wie die Brennesseln. Von der auswärtigen Politik wird an einem andern Ort geredet werden. Aus dem Allerinnersten noch folgendes: Nach der neuen Volkszählung 1895 hat das Deutsche Reich um 2 329 894 Köpfe zugenommen; es zählt jetzt 51 758 364 Einwohner, und zwar darunter 946 495 Mädchen mehr als Knaben. Welch eine Riesenschar alter Jungfern wird das mit der Zeit geben! Aber viel schlimmer ist es noch, daß auch etwas anderes immer mehr anwächst, nämlich unsre Schulden. Das Deutsche Reich hat nämlich die zweite Milliarde bereits überschritten. Außerdem haben sich auch die Einzelstaaten noch 9—10 Milliarden Minus beigelegt, macht ein schönes Sümmchen. Der geneigte Leser darf nicht denken, der Hintende habe ein wenig aufgeschnitten. Erstens thut das überhaupt kein Kalendermann, zweitens ist beides nur zu wahr; der Hintende studiert nämlich zuweilen die Statistik, um dem Kalender einen gelehrten Anstrich zu geben. Also anstatt zu zweifeln, setze sich der geneigte Leser hin und rechne auf der Schiefertafel aus, wieviel Zinsen wir jedes Jahr zu 4 oder 3 1/2% bezahlen müssen. Er wird dann damit einverstanden sein, daß eine Reichsfinanzreform bringend nötig ist und

in Bälde beginnen muß, so oder so. Denn immer weiter dürfen wir auf Kosten unsrer Nachkommen nicht sündigen. Wie es freilich anders werden soll, das steht noch aus. Unserm Reichstag wird man nicht zuviel zutrauen. Denn die Herren werfen kurzerhand die Vorschläge der Regierung in den Papierkorb. Der Reichstag macht uns keine Ehre. Man schämt sich, wenn man liest, daß die höchste Volksvertretung fast immer beschlußunfähig ist. Wenn der Präsident eine Sitzung eröffnen will, so ist noch niemand da. Er muß also warten, bis einige Herren sich über ihn erbarmen und sich auf ihre Plätze setzen, um Zeitung zu lesen. Die andern weilen dagegen in der Reichstagsrestauration beim Bier oder reisen gar nicht nach Berlin. Wenn es gut geht, so lassen sich 60 im Reichstag zählen. Nicht einmal die erste Lesung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches brachte es zu einer anständigen Zahl. Dagegen wenn der Reichstanzler oder sonst wer einen Bierabend giebt,

kommen sie in Scharen. Bei der Einweihung des Kaiser Wilhelm-Kanals hatten sich nicht weniger als 329 Abgeordnete eingefunden. Warum geht's denn da? Rührig bei der Arbeit sind die Sozialdemokraten. Nicht nur im Reichstag werfen sie der Regierung, besonders dem Kriegsminister, fortwährend Knüppel zwischen die Beine, um die Minister unausgesetzt zu ärgern, sondern auch auf dem Lande treiben sie ihr Verheerungsgeschäft rührig weiter. So wollen sie mit einem sog. Agrar-



Professor Köstgen.



Aufnahme einer Hand mittelst X-Strahlen.

programm die Bauern gewinnen. Aber über das Programm selbst konnte man sich auf dem Breslauer Parteitag nicht einigen. Bebel und Genossen hatten Vorschläge gemacht, wie man den Bauern aus der Klemme helfen könnte; aber der Parteitag verwarf dieses Programm, denn man dürfe die Bauern nicht stützen, sondern müsse ihren Untergang beschleunigen. Denn nur wenn sie völlig ver-lumpen, könne man hoffen, sie als Sozialdemokraten in die Arme zu schließen. Worauf sich der Bauer, wenn er Verstand hat, leicht selbst seinen Vers machen kann. Wenn er einen Sozialdemokraten wählt, so ist er ebenso klug wie die Maus, welche der Katze ihre Stimme giebt. — Die andere Partei, welche der Regierung viel Kopfweh macht, ist das Centrum. Es wird zwar gehätschelt und getätschelt wie ein ungezogenes Kind von thörichten Eltern, aber deshalb wird es nicht bräuer. Übrigens werden die Ultramontanen auch dereinst ernten, was sie gesät

haben. Haben sie die Polen gegen die Regierung hehen helfen, so müssen sie nun erfahren, daß den Polen auch das Centrum nicht mehr scharf genug ist. Der ultramontane Führer Freiherr v. Huene fiel bei der Wahl in Oppeln gegen einen Poladen gründlich durch, obgleich dieser 1893 nur 66 Stimmen erhalten hatte. Auch die ultramontanen Bauernverbindungen wollen sich nicht mehr als Stimmvieh der Kapläne mißbrauchen lassen, sondern selbständige Politik treiben. Wer heßt, wird eines Tages von noch größeren Heßern an die Wand gedrückt. Das ist ein Naturgesetz in der Politik. — Was doch die Gelehrten für kuriose Entdeckungen machen. Da hat Professor Nöntgen in Würzburg herausgefunden, daß es ein Licht giebt, welches, obgleich für unsere Augen unsichtbar, dennoch dazu verwendet werden kann, um Gegenstände zu photographieren. Und zwar hat das Licht die merkwürdige Eigenschaft, auch durch feste Körper, wie Fleisch und Holz, hindurchzubringen, so daß man z. B. die Knochen der Hand damit genau durch das

Fleisch hindurch abbilden kann. Das soll zu allerhand gut sein. Auch das Geld kann man durch einen Lederbeutel hindurch zählen; aber mehr wird's dadurch nicht. — Gestorben ist leider einer der größten unserer deutschen Gelehrten und Patrioten, Professor Heinrich von Treitschke in Berlin, früher auch in Freiburg und in Heidelberg. Der Hinkende hat ihn gut gekannt und hochgeachtet und trauert um ihn, denn er war ein Geschichtsschreiber von Gottes Gnaden. — Auch in unserm lieben Vaterlande

Baden

geht's kräftig gegen die Regierung. Die neuen Kammerwahlen haben zwar wieder keine Mehrheit der Opposition ergeben, obgleich die Sozialdemokraten, Demokraten und Schwarzen abermals wackerisch zusammenhielten. Wenn es den Liberalen so geht wie den Leuten, die man tolsagt, so müssen sie lange leben, denn ihr Untergang wird von den Schwarzroten fortwährend prophezeit. Bei der Wahl ging's bunt her. In Weinheim wählten die Juden den Antisemiten, in Offenburg, Nastatt und Konstanz die Ultramontanen den gottesleugnerischen Demokraten, alles den Liberalen zuliebe. In Konstanz feierten die Schwarzroten nach dem Sieg ein großes Verbrüderungsfezt, woran natürlich auch die Sozialdemokraten teilnahmen. Dies verhindert jedoch nicht, daß man in gewissen höheren Kreisen die Ultramontanen immer noch als Stützen des Throns und Verteidiger gegen den Umsturz ansieht. Man denke sich z. B. Wacker als Stütze eines protestantischen Thrones! Wer will dieses Bild malen? In unsrer Kammer geht es wieder entsprechend lustig zu; des Redens ist kein Ende; auch recht öde Bierwize werden nicht ver-

schmäht. Muser, Wacker und Fieser sind unerschöpflich, und jetzt giebt auch ein Antisemit noch seinen Senf dazu. Eine wertvolle Erwerbung hat die Kammer allerdings an dem Oberbürgermeister Schneckler in Karlsruhe gemacht. Der kann's; der trifft den Nagel auf den Kopf. Der Hinkende hat seine Freude daran! — Einzelne Landessteile Badens wurden am 8. März und an den folgenden Tagen von einer schweren Wassersnot heimgesucht, welche leider mehrere Opfer an Menschenleben forderte. In Freiburg z. B. kamen beim Einsturz der Dreisambrücke der Landeskommissär Siegel und der Amtsvorstand Sonntag auf schauerliche Weise ums Leben. Die engen Thäler des Schwarzwaldes, die sich nach Westen öffnen, wurden furchtbar verheert. Aber auch die Ebene, z. B. das Ried und das Hanauerland, mußten teilweise hart leiden. Doch sind das Schäden, welche sich wieder ausbessern lassen. Und anderswo steht's noch schlimmer, z. B. in

Frankreich.

Da herrscht nämlich zwar keine Wassersnot, aber die Spitzbubennot. Das reiche Land wird fortgesetzt durch ungeheure Betrügereien in Aufregung gehalten. Ein Standal löst den andern ab. Die bekannte Bande von Gaunern, die sich bis in die höchsten Stellen und Kreise eindrängen, beutet das Land weiter aus. Und da giebt es keine Hilfe, denn es fehlt die starke Regierungsgewalt, welche Ordnung schaffen könnte. Die höchste Instanz, die Kammer, von welcher alles abhängig ist, Minister und Präsident, läßt sich schmieren oder erschrecken, denn die Gauner beherrschen auch die Zeitungen, die so feil sind wie die Minister. Das

ist Demokratie und Parlamentarismus, wie sie auch unsere Noton wünschen. Nun hat Frankreich zwar ein neues Ministerium erhalten. Das 34. seit 1870, ein radikales, welches so that, als ob es den Staal reinigen wollte. Wirklich wurden der Hauptspitzhube Arton (Arton nennt er sich) sowie ein gewisser St. Cere, der aber Rosenthal heißt, auch ein Herr Wertheimer, der sich den stolzen Namen de Gestt beilegte, gepackt und eingesperrt. Aber es darf ihnen kaum ein Haar gekrümmt werden, sonst langen die Herren in ihre Tasche und nehmen Papierchen heraus, vor denen die Abgeordneten zittern. Wenn die Regierung dennoch etwas wagt, so wird sie unfehlbar durch die Kammer gestürzt. Und so läßt man eben die Halunken wieder laufen, da man doch auch noch ein wenig Minister sein und womöglich selbst etwas verdienen möchte. Es lebe Freiheit und Demokratie! Doch ein Trost ist den Franzosen wieder geworden. Die Nation hat eine Eroberung gemacht; Madagaskar wurde französisch. Am 30. September nahmen



Heinrich von Treitschke.

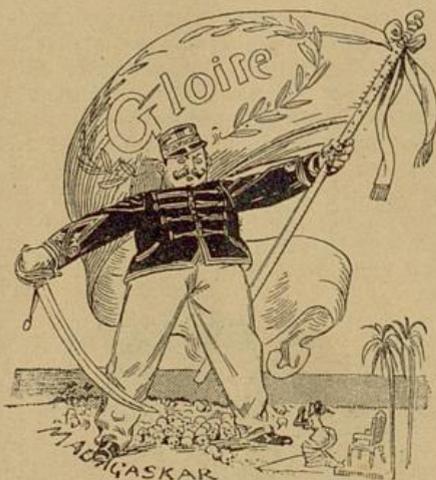
die Truppen die Hauptstadt Atananarivo ein und eroberten den Thron der Königin, deren Name der Hinkende weder aussprechen, noch schreiben, noch behalten kann. Viel wert ist der Thron freilich nicht. Der Hinkende schätzt ihn auf 95 Pfennig. Früher war er Eigentum eines kleinen Theaters in Marseille, und als er hier zu schlecht und wackelig war, verkaufte ihn der Direktor an einen armen Trödeljuden; dieser aber hing ihn der Königin von Madagaskar auf, der er noch lange gut genug war. Nachdem nun die Königin französisch wurde, soll der Sessel ein neues Bein und einen frischen Sammetüberzug erhalten. Am besten bei der Geschichte kommt überhaupt die braune Königin weg, denn sie erhielt nicht nur ein frisches Stuhlbein, sondern auch einen neuen und jüngeren Premierminister, der nach dem Landesgesetz zugleich der Ehegatte der Königin sein muß. Der alte war etwas steif, dick und dumm geworden. Immerhin kommt die Geschichte die Franzosen teuer zu stehen. Nicht nur haben sie ungezählte

Millionen hineingesteckt, sondern auch 4326 Soldaten geopfert, denen von den 2000 Kranken des Feldzugs noch viele in den Tod folgen werden. Und die jährliche Ausgabe für Madagaskar wird auf 13½ Millionen angeschlagen. Was für diese Summe herauskommen wird, ist nicht klar. Wer nach Madagaskar geht, kann sich nicht leicht etwas anderes holen als Fieber und Tod. Aber die Ehre, die Ehre, die gloire! Der neue französische Gouverneur auf Madagaskar trägt den gut französischen Namen Mekinger, sprich Mekängscher. Nun, die Minister sind entzückt, daß sie das bißchen gloire dem dummen Pöbel zu seiner eigenen Belustigung in die Augen streuen können, damit er den Schmutz daheim nicht sieht. Aber nicht einmal soviel hat das arme

Italien

aus seinem afrikanischen Feldzug mit heimnehmen können. Wozu überhaupt Italien Eroberungen in fremden und gefährlichen Ländern unternimmt, ist nicht klar zu sehen. Sie hätten auch daheim genug, nämlich zwar kein Geld, aber doch Unrat in Fülle. Aber die Italiener hatten es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, zu erobern, und zwar Abessinien. Dort schwang sich ein früherer Nas, d. h. Fürst, zum Herrscher auf; in edler, echt orientalischer Bescheidenheit nennen sich die Herrscher von Abessinien Negus Negesti, König der Könige. Der jetzige heißt Menelik und wird den

Italienern lange noch in schmerzlicher Erinnerung bleiben. Er ist auch toigegagt worden und scheint daher ein langes Leben vor sich zu haben. Nämlich im Oktober hieß es, Menelik sei vom Blitz getroffen, gestorben, und man schrieb über ihn lange Leitartikel, ja man bedauerte und lobte ihn sogar, denn man braucht nur zu sterben, so wird man gelobt. Also bei seinen Scharen herrsche große Verwirrung. Den



Finger drauf, sagte Crispi, das nehmen wir. Aber als die Italiener munter in das schwarze Land hineinmarschierten, da war der tote schreckliche Menelik wieder lebendig und schlug seine Feinde am 7. Dezember bei Amba Mitschi furchtbar aufs Haupt. Zweitausendvierhundert Mann wurden rundum getötet. Nur ein Major Galliano hielt sich mit seinem Bataillon tapfer in dem Felsenfest Makalle. Auch er wäre sicher gefallen mit seiner Schar, denn er hatte kein Wasser mehr, und das Wasser, so sehr es oft verachtet wird, ist eben doch gewissermaßen auch notwendig. Da griff König Humbert

rasch in den Geldbeutel und kaufte die dem Tod geweihte Schar um 1½ Millionen los, worüber die Italiener erst noch schimpften. Aber es kam noch fürchterlicher. Seitdem die „verbündeten“ abessinischen Stämme merkten, daß es mit den Italienern bergab ging, knüpften sie sich sachte los und vereinigten sich mit dem König der Könige, der glücklicher zu sein schien. In Italien gab man natürlich dem



General Balbissera.

General Baratieri schuld, rief ihn heim und schickte den General Balbissera an seine Stelle. Aber ehe dieser in Abessinien ankam, beging der General Baratieri einen verzweifeltsten Streich. Mit seiner schwachen, verhungerten, verwilderten Armee griff er den übermächtigen und siegestrunkenen Feind am 1. März an. Er wollte in unbezähmbarem Ehrgeiz seinen Ruhm reiten. Aber er erlitt eine Niederlage, wie sie selbst in dergleichen Kriegen selten ist. Sein Heer wurde nach kurzem Kampfe fast ganz ver-

nichtet. Die Sache war offenbar planlos eingeleitet. Ein Regiment riß das andere in die Flucht. Mehrere Anführer fielen oder erschossen sich, als sie keine Aussicht auf Rettung sahen. Die Abessinier schlugen die armen Italiener haufenweise wie Hasen tot. Dem Major Galliano, den der Negus gefangen nahm, wurden Arme und Beine abgehakt. Und nun ging's auch daheim in Italien los. Dieselben Leute, welche den Minister Crispi verhimmelt hätten, wäre

ber Kriegszug geglückt, verfluchten jetzt seinen Namen und fordereten seine Absetzung. Crispi zog sich mit seinem Kabinett schleunigst zurück, wobei einzelne Minister nicht vergessen haben sollen, aus Zerstreuung sogar die öffentlichen Kassen, die ihnen unterstanden, mitgehen zu heißen. Ein Ministerium Rubini, das zwar nur eine Wiederholung ist, gelangte aus Kuder. Das Volk wüthete gegen Crispi. Tausende von Militärpflichtigen und Reservisten flohen ins Ausland, um nicht auch in Abessinien toteschossen zu werden. Eine unbeschreibliche Verwirrung riß ein. Wenig hätte gefehlt, so hieß es: Menelik ante portas, wie man einst in Rom vor dem Afrikaner Hannibal gerufen. Natürlich hatten an diesen Dingen die Franzosen und Russen ihre helle Freude, weil sie auch gewiß den Menelik gegen Italien unterstützten.

Bereits frohlockten sie, nun werde Italien vom Dreibund zurücktreten oder ausgestoßen werden. Soweit kommt es nun zwar nicht. Unser Kaiser, welcher an den Schicksalen der Bundesgenossen den lebhaftesten Anteil nahm, hat durch eine ehrliche Beileidsbesprechung kundgethan, daß alles beim alten bleibe. Auch reiste der hohe Herr mit seiner Familie direkt nach Italien, um zu zeigen, daß die Niederlagen für ihn keine diplomatische Verlegenheit bilden. In Genua und Neapel kaufte die Kaiserin Blumen für die Verwundeten, die dort in den Lazaretten

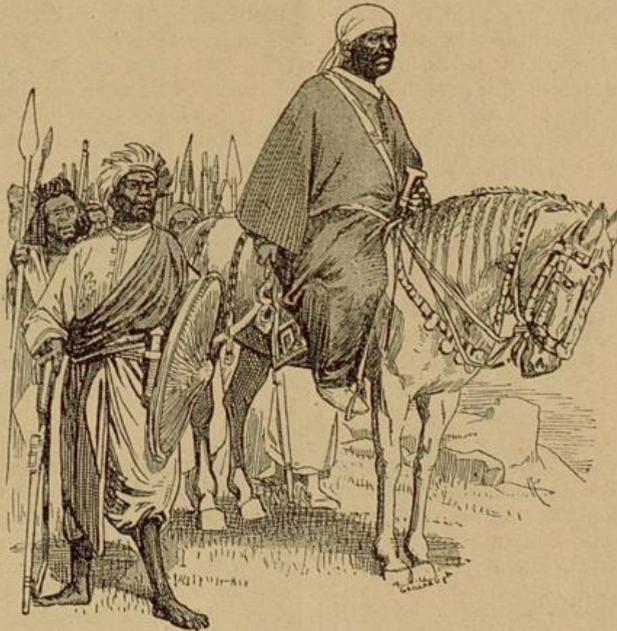
lagen. Und das Volk hat diese treue Freundschaft im Unglück wohl verstanden. Hat es nicht das Kaiserpaar empfangen mit unbezähmbarem Jubel? Hat es unsern Kaiser nicht noch viel mehr gefeiert, als jemals in alter Zeit ein deutscher Kaiser in Italien gefeiert wurde? Gerade durch das Unglück ist Italien noch viel fester an den Dreibund gekettet worden und die Zweibündler haben zu frühe gelacht. Kaiser Wilhelm aber wird in der ganzen Welt, wo man nämlich Treue und Ritterinn versteht, noch höher geschätzt werden als je zuvor. Wo aber hat einen so guten Freund das gleichfalls gedemüthigte

Spanien

gefunden? Es ist doch gut, wenn man sich Freunde erwirbt in ruhigen Tagen. Nämlich die Spanier

sind gleichfalls in der Patsche. Zwar wollen sie nicht erobern — sie wissen warum —, sondern bloß erhalten; aber auch das wird ihnen fast unmöglich. Es handelt sich um Kuba, die Perle der Antillen. Dort wachsen die herrlichen Havannaheigarren wild wie bei uns der Sauerampfer. Man braucht sie nur aufzulesen. Allerdings kennt der Hinkende die „echten“ nur vom Hörensagen, denn er raucht eine billigere Nummer Rauchtabak, der bei Seckenheim oder Edingen gewachsen ist und erst dann genießbar wird, wenn man das Giftkraut ein paarmal durchs Wasser gezogen und ausgewunden hat, daß das Gift herauskommt. Item, der Hinkende glaubt, daß die Havannahe von Kuba gut sind; wenigstens kommen sie ihm teuer vor, 1—10 Mark das Stück. Kuba aber ist spanische Kolonie und

reich, Spanien dagegen bekanntlich nur an Spitzbuben und Schulden wohlhabend. Was brauchen wir eure Spitzbuben füttern und eure Schulden bezahlen zu helfen, dachten die Kubaner, und sagten sich vom Mutterlande los. Die Mutter nahm dies natürlich übel und schickte Truppen um Truppen, Kanonen um Kanonen hinüber in das Fieberland. Aber obgleich es den armen Spaniern drüben gar nicht gefallen wollte, blieben sie doch fast alle drüben, zumal wenn sie schon unterm Boden lagen. Das wird die Welt gar nie erfahren, wieviel Tausende von



König Menelik von Abessinien.

Menschen auf Kuba dem Fieber zum Opfer fielen. Dazu kam, daß die Spanier von der Kriegsführung nichts verstehen. Der erste Oberbefehlshaber, Marschall Martinez Campos, war zwar ein großer Prahlhans und Politikschwätzer, aber ein Dummkopf seines Zeichens und unfähiger Heerführer. Mehrmals kam es vor, daß die Spanier einander selbst blutige Treffen lieferten, weil sie sich gegenseitig für Aufständische hielten, zum Vergnügen der letzteren selbst. Die Soldaten können weder marschieren noch schießen, sind zum Teil so viel wert wie der Krähwinkler Landsturm. Daher, obgleich die Spanier 113 000 Mann, die Kubaner aber nur höchstens 20 000 haben, dazu noch schlecht bewaffnete, größtenteils Neger und Mulatten, kam der große Marschall doch so wenig weiter, daß er schmählich abdankte.

Sein Nachfolger Weyler, deutscher Herkunft, wird vielleicht mehr fertig bringen! Einstweilen sorgen die Amerikaner dafür, daß den Insurgenten Geld und Mut nicht ausgehen; das ärgert die Spanier zwar sehr und mit Recht, aber sie können nichts machen als höchstens den amerikanischen Konsuln die Fenster einwerfen, was aber wieder teure Fenster-scheiben giebt. Nachdem Spanien an Amerika bei den Eroberungen sich so entsetzlich versündigt hat, erhält es jetzt seine Strafe; denn Gott läßt sich nicht spotten. Womit wir gesündigt haben, damit werden wir heimgesucht. Im übrigen steht es mit Spanien auch sonst nicht glänzend. Armee und Finanzen kaputt, nur die Spitzbüberei gedeiht wie in Frankreich. Es geht manchmal ganz französisch-demokratisch her. Zum Exempel haben die hiedern Stadtväter der Residenz Madrid nicht weniger als 30 Millionen Franken gestohlen, natürlich unter Anführung eines Ministers, wie es ja in der Demokratie nicht anders geht. Das aber betrübt alle übrigen Spanier, welche an dem Raub nicht teilgenommen haben. Sie gönnen einander nichts, die kuriosen Menschen. Und was das größte Unglück war: am 10. Februar vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr pläzte über Spanien ein ungeheures Meteor, mit Donnergeräusch, Feuer, Blitz, Staub u. s. w.

Was das in dem abergläubischen Spanien zu bedeuten hat, kann sich unsereiner nicht vorstellen. Der Weltuntergang scheint mindestens bevorzustehen, und wer noch seine Seele retten will, muß dem Kloster

schnell noch was vermachen. Wer aber gerade einen Raubschiff besitzt, schreit: Es lebe die Republik, denn solch ein Naturereignis bedeutet auch Umwälzung im Innern! Da wir bei den leidigen Kolonien sind, wollen wir uns kurz merken, daß auch

England

wieder erobert hat, nämlich das Land der Aschanti in Westafrika. Zwar hatten sie es schon einmal 1874 erobert und von dort als Siegeszeichen den alten Regenschirm des Königs heimgebracht, den dieser krampfhaft als Reichszepter zu schwingen pflegte; auch einen Vertrag hatten sie errungen, aber der Vertrag war noch weniger wert als der Regenschirm. Und doch ist das Land reich an Gold und Weibern. Der König allein besitzt deren 3333, welche Zahl als heilig gilt. Der Hinkende könnte vieles über dieses wunderliche Land erzählen, wo die Hunde keine Haare haben und nicht bellen, auch verpestet werden, wo den Schafen die Wolle fehlt. Der Hinkende weiß alles, denn er hat ein Konversationslexikon. Aber er will nur berichten, daß diesmal die Engländer die armen Teufel mit leichter Mühe überwältigten und den König zur völligen Unterwerfung brachten. Der schwarze Monarch mußte dem englischen Gouverneur

den Wollkopf zwischen die Beine stecken. Was freilich weiters dabei herauskommt, weiß man noch nicht. Aber wenn auch viele Regenschirme und Verträge das Resultat wären, so wäre dasselbe teuer bezahlt, denn es hat das Leben eines deutschen Prinzen gekostet, des Schwiegerjohns der Königin Viktoria, Prinzen Heinrich von Battenberg. Er hatte das englische Hofleben satt, wo er als armer deutscher Prinz, der sich durch die Mitgift einer reichen Engländerin mäste, etwas von oben herab behandelt wurde. Nun wollte er zeigen, daß er auch etwas könne, mußte aber frühzeitig am Fieber sterben, 37 Jahre alt. Hintennach natürlich widmen ihm die Engländer sehr gefühlvolle Nachrufe.

Bei weitem anders als der Aschantikrieg ist aber der Angriff auf die südafrikanische Bauernrepublik Transvaal ausgefallen. Hier haben sich die unverschämten brutalen Engländer etwas Schläge geholt. Der geneigte Leser merke sich, was jetzt der Hinkende erzählt, und schaue auf der Landkarte von Südafrika nach, damit er, wenn die Rede drauf kommt, ein vernünftiges Wortlein mitsprechen kann. Also anno 1601 besetzten die Holländer, meist Bauern oder Bu-



Buren auf der Reise.

den Kaffern und Löwen mit ihrem Blut abgerungen hatten, grüneten sie sich dort eine neue glückliche Heimat. Aber 1795 kamen die lieben Engländer, und es gefiel ihnen im Kapland so gut, daß sie es für sich in Besitz nahmen. Um die Buren

recht zu drangsalieren, hielten sie sogar die Hottentotten gegen diese auf. Als die Holländer es gar nicht mehr aushalten konnten, ergriffen sie den Wanderstab, zogen mit Weib und Kind in die Einöde und eroberten sich zum zweitenmal eine Heimat, die sie 1839 Republik Port Natal nannten. Aber sie irrten sich, wenn sie meinten, nun Ruhe zu haben. Die frechen Engländer erschienen wieder und vertrieben die Buren (1842). Die tapfern Holländer, ohnmächtig gegen die übermächtigen Feinde, zogen nochmals weiter und gründeten zum drittenmal unter schweren Kämpfen eine Bauernrepublik am Fluß Dranje. Wird es jetzt Ruhe geben? O, vor der Raubgier der Engländer giebt es niemals Frieden. Die Dranje-Republik wurde, wenn auch nicht ganz weggenommen, doch auf allen Seiten beschritten, gleichsam umzingelt. Nachdem die Bauern 1848 einen Aufstand gemacht hatten, aber in einer blutigen Schlacht von den Engländern geschlagen worden waren, zogen sie jetzt zum viertenmal in die Wildnis hinaus und errichteten die Transvaal-Republik. Nun hätten die Engländer die gequälten Bauern wohl in Ruhe lassen können. Aber 1877, als diese durch einen schweren Kafferkrieg erschöpft waren, fiel England zum viertenmal über sie her und besetzte auch Transvaal. Nun aber riß den Hollän-

bern doch der Geduldsfaden. Im Unabhängigkeitskrieg 1881 schlugen sie die Engländer in drei Schlachten dermaßen zum Lande hinaus, daß sie das Wiederkommen einstweilen vergaßen. Das Raubtier zog eine Zeit lang die Tazeh zurück. Aber im Jahre 1895 probierte es wieder, ob es nun vielleicht besser ginge. Die Engländer begannen mit den Buren wieder anzubändeln. Im Dezember suchten sie Händel zu erregen, indem sie behaupteten, die in den Goldgebieten von Transvaal arbeitenden Engländer müßten Bürger- und Stimmrecht haben. Nun aber ging das unmöglich an, denn was von Engländern und sonstigen Ausländern im Lande blieb, war Gesindel; wer sich in den Goldgruben etwas erarbeitet hatte, machte, daß er mit dem Gewinn davonkam. Nur die soliden deutschen Handwerker blieben im Land und waren auch bei den Buren wohl gelitten. Indessen hezten die Engländer dermaßen an den Arbeitern herum, daß eine Revolution unmittelbar bevorstand. Endlich, als die Unruhen groß genug waren, geschah der Raubangriff. Eine englische, mit königlichem Schutzbrief ausgerüstete Gesellschaft, die Chartered Company, warb ein kleines Heer an und fiel ins Burenland ein, unter Führung eines misgratenen Doktors, Jameson heißt der Kerl. Sie wollten rasch das Land durchziehen, sich mit den aufständischen Engländern in Johannesburg vereinigen und das Land in ihre Herrschaft bringen. Besonders die reichen Goldgruben stachen dem habgierigen Volk gewaltig in die Augen. Aber sie hatten sich diesmal verrechnet. Am 31. Dezember wurden sie von den tapfern Buren unter deren altem, erprobtem General Joubert bei Krügersdorp angehalten, jämmerlich gehauen und gefangen genommen. Der Streich, ein gemeiner Straßenraub in großem Stile, war vereitelt. Aber immerhin stand die Sache gefährlich für die Buren, denn die Engländer haben auch noch andere Truppen als die des Pfschers Jameson! Wer weiß, wie die Sache ausgegangen wäre! Da aber fuhr ein anderer drein mit einem Donnerwort, daß den Engländern im Augenblick der Verstand still stand. Kaiser Wilhelm gratulierte dem Präsidenten Krüger zum gewonnenen Sieg und sprach zugleich die Erwartung aus, die Buren würden sich der Eindringlinge erwehren. Zu deutsch: Wenn ihr unverschämtes englisches Räuberpack jetzt nicht die Buren in Ruhe laßt, so habt ihr es mit dem Deutschen Reich zu

thun. Das hat gut geessen. Die Engländer wurden plötzlich zahm, entschuldigten sich und steckten die Degen ein. Was macht's, daß sie in grenzenloser Wut in allen ihren Zeitungen Deutschland und den Kaiser beschimpften? Wir haben darüber nur gelacht, auch da noch, als sogar englische Staatsmänner bei Bankettreden ihrem ohnmächtigen Grimm gegen das Deutsche Reich Lust machten. Schrei, bis du berstest, Schurkel! Kaiser Wilhelm aber hat sich mit seinem entschlossenen Eingreifen den Dank der ganzen außerenglischen Welt erworben, sogar der Franzosen. Er hat damit die Bitte erfüllt, welche 1884 der Präsident Krüger an den alten Kaiser Wilhelm richtete, als er diesen in Berlin besuchte. Der riesige Bauernführer gab damals dem Kaiser die große Bauernhand und sprach mit bewegter Stimme: „Majestät! Sie sind ein alter Herr und regieren ein mächtiges Land; Transvaal ist nur ein kleines Kind im Vergleich zu Deutschland.“



Bewaffnete Buren.

Ein solches Kind sieht sich nach Hilfe um bei seinen Eltern und Pflegern, wenn es ihm schlecht geht. Es tann auch hinfallen und will dann aufgehoben sein. Majestät! Wenn es uns wieder einmal schlecht geht, dann helfen Sie uns, helfen Sie uns auf!“ Und der Enkel hat geholfen. Ohne ihn hätten es die Bauern vielleicht abermals verspielt. Die Sache ist so wie so noch nicht ganz in Ordnung. Die Engländer möchten gar zu gerne nochmals an die Repu-

lik. Wir Deutschen werden ihr aber helfen, wo wir können, obwohl wir keinen großen Vorteil davon haben. Ohne Befehl von oben haben sich auch die im Transvaal anwesenden Deutschen sofort militärisch zusammengethan und der Bauernarmee angeschlossen, 800 Mann stark. Die Engländer müssen nicht meinen, daß sie in der ganzen Welt ungestraft rauben und stehlen dürfen. England hat überhaupt kein gutes Jahr gehabt. Da war im Sommer die Geschichte mit China und Japan. Die Russen zwangen die Japaner zum Nachgeben, unterstützt von Deutschland und Frankreich, und England, das Japan als Feind Rußlands half, mußte sich mit Schimpfen und Protestieren begnügen. Um nun die Aufmerksamkeit Rußlands vom Orient abzuziehen, trieben die englischen Bettern ein höchst gewagtes Spiel. Sie schnitten wieder einmal die orientalische Frage an. Diese alte und schwere Frage lautet: Erstens, wollen wir den franken Mann, die Türkei, ruhig an Altersschwäche sterben lassen oder

lieber ihm die Qual verkürzen und ihn ein wenig umbringen? Zweitens, wenn der Patient stirbt, so oder so, wer ist der lachende Erbe? Rußland, Osterreich oder England oder Frankreich oder alle drei? Von Deutschland ist noch nicht die Rede. Wir gehören scheint's nicht in die Freundschaft. Also die Engländer gehen her und wiegeln die Armenier auf, daß diese einen blutigen Aufstand gegen die türkische Regierung anfangen. Das hat sich leicht, denn die Armenier stehen stets auf dem Gipfel der Verzweiflung. Sie werden gedrückt, geplagt, gemordet wie Schlachtschafe. Das geht immer so fort, aber man erfährt es sonst nicht. Diesmal aber erfuhr man's, denn die in Konstantinopel wohnenden Armenier revolutionizten sozusagen gegen den Sultan, um seine Aufmerksamkeit auf die armenischen Greuel zu richten. Dies nennt man demonstrieren. Aber der Sultan und seine Türken demonstrierten auch und es wurden in Armenien nach und nach 26000 Menschen von den Türken auf schaudervolle Weise hingeschlachtet; nicht etwa getödet, sondern auf teuflische Weise langsam zu Tode gemordet. Der Türke, überhaupt der Orientale, wenn er einmal Blut gerochen hat, ist wilder und grausamer als ein Raubtier. Vor den Augen der gefnebelten Männer wurden die Frauen geschändet oder gefesselt als Sklavinnen nach den türkischen Harems abgeführt. Nur wer zum Islam übertrat, blieb am Leben. Und da gereicht es dem Christentum doch zur Ehre,

daß Tausende von Armeniern, obgleich diese sonst auch keine Heiligen sind, doch lieber starben, als daß sie ihre Religion abschworen. Und die Engländer, welche den Armeniern Hilfe versprochen hatten? Verlasse sich einer auf England! Die Engländer protestierten und demonstrierten mit Kriegsschiffen, um die russischen Panzer aus China herbeizurufen. Und als ihnen dies nicht gelang, ließen sie es sein. Die Armenier aber waren und blieben verlassen. Rußland, das seine Stunde noch nicht gekommen sieht, rührte sich nicht, um einzuschreiten, obgleich doch die Armenier seine Glaubensgenossen sind; und Deutschland braucht sich auch nicht die Finger zu verbrennen. So wird denn der Türkei durch die Mißgunst der Mächte abermals ihr schändliches empörendes Dasein verlängert, bis sich Gott auf andere Weise der Menschheit erbarmt und dieser türkischen Wirtschaft, diesem Fluch des Orients, ein Ende macht. Fast ist's nicht zu glauben, daß ein solches Reich überhaupt nur einen Tag bestehen kann! Der Sultan ist so sehr auf dem Hund, daß

er den Beamten in acht Monaten nur für drei den Gehalt auszahlen kann, und dies Geld bringt er nicht aus laufenden Einnahmen, sondern nur durch größere Pümpe zusammen. Muß man da nicht lachen, wenn man liest, es sei beim Sultan eingebrochen und es wären große Schätze gestohlen worden, und zwar durch einen hohen Beamten? Daß diese Herren zu derartigen kleinen Streichen Lust hätten, ist klar; aber daß noch etwas zu stehlen sei, das glaube, wer will! Zudem gärt es in den gebildeten Kreisen gegen die Sultansregierung. Die Hauptstütze der Türkei ist gegenwärtig, England zum Troß, das heilige

Rußland.

Dieses scheint gut bei Kasse zu sein; zwar weiß man auch da nicht, wo es herkommt, aber dennoch haben die Russen den Chinesen 400 Millionen geliehen! Die guten Franzosen werden wohl dem treuen Verbündeten ihr Geld wieder mit vollen Händen in Verwahrung gegeben haben, aber keinen Heller wieder bekommen. Dem russischen Kaiserpaar ist als



Mama Klementine suchte mit dem Sonnenschirm.

Erstling ein Töchterchen geboren worden. Der Thronfolger ist schwindsüchtig. Während der Kalender gedruckt wurde, haben der Zar und die Zarin sich in Moskau krönen lassen. Dabei hat sich ein schreckliches Unglück zugetragen, indem bei dem Gedränge, das bei der Verteilung von Speisen und Krönungsbechern entstand, nahe an 3000 Personen erdrückt wurden. Die größte Schuld daran trägt die Moskauer Polizei, welche bei einem so kolossalen Andrang von Menschen nicht die geringsten Maßregeln getroffen hatte, um einem derartigen Unglück vorzubeugen. Die Moskauer Krönung hat über 100 Millionen Rubel gekostet. Kronen sind teuer. Das hat auch Fürst Ferdinand erfahren müssen. In

Bulgarien

nämlich ging es bunt her. Im Juli haben die Russenfreunde den früheren Minister Stambulow auf offener Straße ermordet. Der Bismarck des Balkans hatte es vorausgesehen, ja seine Mörder im voraus schon mit Namen genannt. Es ist geradezu empörend, daß trotzdem der Prinz Ferdinand ihm nicht erlaubte, zur Rettung seines Lebens außer Lands zu gehen. Nachdem der Mord vollbracht war, suchte Ferdinand von Karlsbad aus — er reist immer ab, wenn er weiß, daß etwas losgehen soll — der Witwe sein Beileid auszusprechen, aber diese warf seine Abgesandten und Depeschen zum Haus hinaus. So also

hat der Koburger den einst gewaltigen Mann, dem er alles verdankte, den Russen geopfert. Er gedachte damit endlich das längst gewünschte rote Köcklein oder vielmehr die Fürstkrone bei Rußland zu verdienen. Aber diesem war es noch nicht genug. Man verlangte in St. Petersburg, daß Ferdinand auch seinen Thronfolger, den Prinzen Boris, hingebe, d. h. griechisch-katholisch werden lasse. Das war eine harte Nuß, denn sowohl die Koburger Verwandten als auch die Familie der Fürstin sind hart katholisch. Sie werden dem Papa wohl alle Schande gesagt haben. Die Fürstin drohte mit Ehescheidung und Abreise, Mama Klementine suchte mit dem Sonnenschirm, aber Ferdinand blieb fest. Er wollte absolut bestätigt sein, obgleich ihm das nichts einträgt, weder Geld noch Macht noch Ehre. Also er ließ wirklich den zweijährigen Boris umtauschen, wobei der Zar die Patenstelle vertrat, d. h. vertreten ließ. Und nun geschah wirklich die Anerkennung vonseiten der Türkei und Rußlands.

Aber gewonnen ist nichts, denn Ferdinand wurde nunmehr türkischer Vasall für Ost-rumelien und von Rußland vollständig abhängig. Und schon heißt es, der Zar sei noch nicht zufrieden. Er verlange, daß ganz Bulgarien ihn, den Zaren, als obersten geistlichen Herrn anerkenne. Wenn das geschieht, so ist Bulgarien überhaupt nichts mehr als eine russische Provinz; dann wird eines Tages dem Ferdinand gesagt, er möge so gut sein, seinen Koffer zu packen und hinzugehen, wo er hergekommen ist; und die Welt wird ihn nicht bedauern. Er hat übrigens jetzt schon einen bösen Stand, denn der Papst schreit Zeter und Mordio wegen des Abfalls, und die Damen des Hauses hatten ihn eine Zeit lang verlassen. Vom gesamten Westeuropa ist er aufgegeben, an Oesterreich hat er gar keine Stütze mehr. Sobald er aber allein steht und auf Rußlands Gnade und Ungnade angewiesen ist, wird ihn der Zar schon Mores lehren.

Wie es in

Serbien

gehen wird, kann man auch nicht sagen.

Man hat auch dort kein Geld. Serbien stand schon nahe am Bankerott. Dazu scheinen die Serben merkwürdige Hofleute zu besitzen. Als der König im Bade zu Biarritz von der Plut erfaßt wurde und dem Ertrinken nahe war, da haben die Begleiter schleunigst ihre teure Haut ins Trockne gebracht und den König allein mit den Wellen kämpfen lassen. Von Ehren-Milan hört man nichts. Er scheint wieder Geld und Kredit zu haben. Wenn alles durchgeputzt ist, wird er auch wieder von sich hören lassen. Dagegen

ist Natalie jetzt zu Belgrad in der Höhe. Diese Königsmama veranstaltet trotz der Finanznot fortwährend rauschende, kostspielige Feste. Sie sucht ihren zwanzigjährigen Sohn in allerhand Liebesabenteuer zu verstricken, damit er mehr an Weiber denkt als ans Regieren und letzteres der Mama überläßt. Sie betreibt denn dieses Geschäft, so wie es Weiber zu thun pflegen, d. h. so, daß das Land durch ergebene Schmeichler vollends ruiniert wird. Dabei nimmt das Räuberunwesen so sehr überhand, daß man kürzlich 30 Ortschaften auf einmal niederbrennen mußte, da die Insassen sämtlich das edle Schinderhanneshandwerk betrieben. Wenn Serbien verkracht wie Portugal und Griechenland, so wird es auch bei uns lange Nasen geben, denn deutsche Gläubiger haben über 200 Millionen in Serbenpapieren angelegt. Der Hinkende kann ruhig schlafen.

Vor lauter Händeln hat der Hinkende beinahe unser verbündetes

Oesterreich

vergessen. Erfreuliches weiß er auch hier nicht zu berichten. Es geht weiter, wie es immer ging. An Stelle des Fürsten Windischgrätz ist Graf Badeni als Ministerpräsident getreten. Aber er wurstelt nach dem alten Rezept des Grafen Taaffe, der übrigens gestorben ist, weiter. Die edlen und interessanten dreckigen Nationen toben weiter gegen die Deutschen, und — eine Schande ist es — die Ultramontanen, obwohl Deutsche, helfen ihnen dabei.

So haben sie z. B. in der meist deutschen Stadt Gills (Obersteiermark) ein schlawackisches Gymnasium errichtet, unter lebhafter Zustimmung der Klerikalen. Es scheint fast, als ob unter den Deutschen allmählich die Antisemiten die Führung übernehmen werden. In Wien wenigstens haben sie die Oberhand und brachten den Dr. Lueger in der Bürgermeisterwahl durch, so daß der Gemeinderat aufgelöst wurde, was zu mehreren Kra-wallen führte. Die Auflösung hat indessen nichts geholfen, denn die Wiederwahl des Gemeinderats fiel erst recht antisemitisch aus. Die Juden haben

durch Mißregierung und Parteityrannei sich allmählich auf dem Rathhaus völlig unmöglich gemacht. Sie werden und müssen die Folgen ihrer Gewaltthätigkeiten und ihres Übermuts tragen. Das geben sie allmählich selbst zu. Die

Schweizer

haben einen andern Geist als wir, sagte Dr. Luther. Aber in einem Stück sind sie wirklich gute Deutsche, nämlich was die angeborene Neigung zum Parti-



Graf Badeni.



Dr. Lueger.

kularismus betrifft. Das zeigt sich besonders in ihrem Militärwesen. Nämlich die Nachbarn haben sich bis jetzt noch nicht davon überzeugen können, daß es besser sei, das gesamte Militärwesen einheitlich zu organisieren. Der Bund und die Kantönl teilen sich in die militärische Ausrüstung und Verwendung der Armee. Z. B. die Gewehre gehören teilweise dem Bund, teilweise den Kantönl. Bei den Geschützen sind die Rohre, Prozen und Caissons Eigentum des Bundes, die Räder der Kantone, die Achsen der Räder aber wieder der Eidgenossenschaft. Die Ausbietetung, Berittenmachung und Ausrüstung des Stabstrompeters schlägt in die Befugnisse von 5 verschiedenen Behörden ein. Und so geht es durch das Ganze hindurch. Wenn es Oberst Frey nicht gesagt hätte, könnte man nicht glauben, daß in der sonst so fortgeschrittenen Schweiz noch derartige Krähwinkellei herrsche. Wenn man aber nur erwartete, die Schweizer würden mit diesem altmodischen Kram aufräumen, so hat man sich geirrt. Am 3. November 1895 fiel die geplante Reform bei der Volksabstimmung glänzend durch. Die Kantönl dürfen also die Geschützräder behalten. — Am Gemmipaz im Berner Oberland stürzte eine Felswand herab und erschlug 6 Hirten nebst 143 Stück Rindvieh. In Kienholz bei Brienz wurden durch einen Erdsturz mehrere Häuser verschüttet sowie die Straße Brienz-Meiringen und die Brünigbahn meter-tief mit Schutt und Schlamm überdeckt. — Die Schweiz verlor einen hervorragenden Mann, den früheren Bundespräsidenten Schenk, langjährigen Chef des Departements des Innern. Obgleich ursprünglich evangelischer Pfarrer, hat er doch besonders im Straßenbau Vorzügliches geleistet. Man kann also alles lernen, wenn man will. — Auch über

Belgien

wäre noch etwas zu sagen. König Leopold ist auch nicht auf Rosen gebettet. Er weiß nicht recht, wie er sich stellen soll in dem heißen Streit um das Schulgesetz, ob er den Clerikalen oder den Liberalen und Sozialisten zustimmen soll. Bei Ausfahrten wurde er schon vom Pöbel angeschrien und mit Protestblättern beworfen. Um sich etwas zu zerstreuen und zu amüsieren, reiste er nach Paris, wo er von den Franzosen recht gefeiert wurde, die schon lange keinen richtigen lebendigen König mehr im Lande gesehen hatten. Aber da der König seine Beziehungen und Studien auch auf Kreise weiblichen Geschlechts ausdehnte, welche mit der Politik nichts zu thun haben, wurde er daheim von der Königin mit bitterbösem Gesicht empfangen, und sie will jetzt partout mit dem hohen Gemahl nichts mehr zu thun haben. Das kommt zwar auch bei andern Leuten vor, ist aber dort nicht so peinlich, weil es wenigstens nicht in den Zeitungen und in dem Kalender steht. Auch der König Karl von

Portugal

geht gern auf Reisen. Der König Karl fuhr übers Meer oder wollte wenigstens fahren, nämlich nach

Italien, um seinen Kollegen Humbert in Rom zu besuchen. Nun aber kam der Papst und verbot es ihm. Des Papstes Reich ist nämlich auch von dieser Welt und erstreckt sich auch auf solche Dinge. Ein so frommer König soll dem Kirchenräuber in Rom keinen Besuch machen. Der Portugiese duckte sich und schlug Umberio einen andern Ort vor. Aber dieser sagte: Wenn du nicht das Herz hast, nach Rom zu kommen, so bleib mir ganz vom Leibe und aus dem Lande, und brach den öffentlichen diplomatischen Verkehr ganz ab. Das heißt man hereingefallen.

Doch nun wäre es mit Europa wirklich genug; und damit der geneigte Leser in Asien und Amerika sich nicht zurückgesetzt glaubt, will der Hinkende auch über diese Gegenden noch etwas erzählen. Zuerst kommt

China.

Die Chinesen mit ihren Pöpsen sind ein famoseres Volk; man muß an ihnen seine Freude haben. Kommt da der Kaiser, der immer noch seiner Mutter am Schurzbandel hängt, und veröffentlicht seinem getreuen Volke die Ursachen, weswegen China von Japan besetzt wurde. Nicht die chinesische Niederlichkeit und Feigheit ist schuld, sondern der Himmel. Es entstand nämlich am Meer eine große Sturmflut, welche die chinesischen Häfen und Festungen hinwegwusch. Und ein alter biederer General schrieb eine Denkschrift folgenden Inhalts: Die Niederlage der Chinesen kommt von nichts anderem als der elenden modernen Bewaffnung, den verfluchten Repetiergewehren und Kanonen und Panzerschiffen. China müsse unbedingt wieder zu seinen alten erprobten Waffen, zu Pfeil und Bogen, zurückkehren. Höchstens die Feuersteingewehre ließ der Stratege noch gelten. Thatsächlich übt sich jetzt die Jugend des himmlischen Reiches mit hingebendem Eifer im Bogenschießen. Wehe euch Japanern, wenn es euch einfallen sollte, nochmals den heiligen Boden Chinas mit euren Füßen zu beschmutzen! Unsere Sozialisten aber fühlen sich beschämt. Sie haben stets behauptet, ein Milizheer sei besser als ein ausgebildetes. Jetzt haben euch Sozialdemokraten die armen dummen Chinesen an militärischer Weisheit weit übertroffen. Dagegen unsere alten Demokraten warfen sich stolz in die Brust. Haben sie nicht einst in den Städten Jugendwehren gebildet und die Knaben mit Schild und Speiß, Pfeil und Bogen sechten lassen, um so ein Volk in Wehr und Waffen zu erziehen, todesmutig in der Verteidigung von Haus und Herd, Weib und Kind und Großmutter und Schlafrock und Schlafmütze? Lange hat man euch verlacht und blinde Narren gescholten. Jetzt werdet ihr gerechtfertigt. Ein Schlachtengeneral eines uralten Kulturvolkes hat sich eurer Idee bemächtigt und hofft mit ihr zu siegen. Diese guten Männer werden nicht veräumen, nun auch bei uns wieder die Jugendwehr ins Leben zu rufen. — Hin und wieder plündern die Chinesen eine christliche Missionsstation. Ein Engländer hat ausgerechnet, daß das Missionieren im himmlischen Pöpsreich nicht nur gefährlich, sondern auch teuer ist. Ein bekehrter Chinese

Kommt auf über 2200 Mark zu stehen. Und wenn es mit der Belehrung im jetzigen Tempo weiter geht, so wird erst in 123441 Jahren 3 Monaten und 11 Tagen der letzte Chinese übertreten. Ob aber bis dahin die Welt noch steht, ist zweifelhaft.

Japan,

das siegreiche und doch geschlagene, frist seinen Zorn ein-
weilen in sich hinein, aber durch
das ganze Volk glüht nur ein
Gedanke: Rache an Rußland.
Alle Kräfte werden auf dieses
eine Ziel hix krampfhaft ange-
spannt. Furchtbare Rüstungen
sind geplant und werden jeden-
falls auch ausgeführt. Ruß-
land, das den Japanern die
schwer errungene Beute abjagte,
wird diesen dereinst am Tage
der Abrechnung Rede stehen
müssen. Uns aber kamt es nur
recht sein, wenn den Russen im
Rücken ein mächtiger Feind er-
wächst. Dem Sinkenden hat
es gar nicht gefallen, daß sich
Deutschland in dieser Weise dem
Knutenreich gegen Japan an-
schloß. Doch wird der gewiegte
Reichskanzler Hohenlohe wohl
auch seine Gründe gehabt haben.

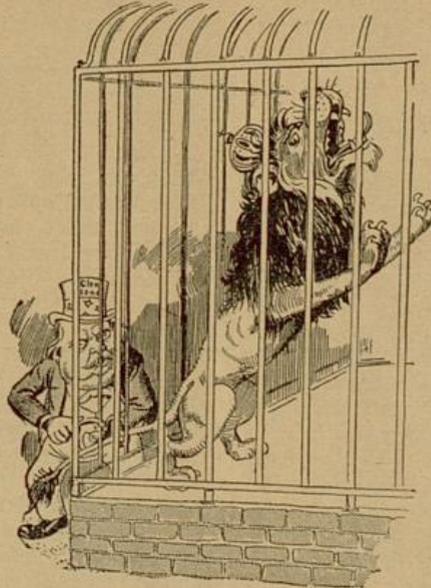
Nur hat er sie dem Sinkenden nicht mitgeteilt.

Nordamerika

ging es stellenweise auch wieder recht lebhaft zu. Die
Amtsdauer des Präsidenten Cleveland ist abgelaufen
und da muß denn wieder einmal
patriotische Wahlstimmung ge-
macht werden. Das geschieht am
einfachsten so, daß man dem
englischen Löwen etwas in den
Schwanz pfeht. Je mehr dieser
dann aufheult und am Gitter
empor springt, desto unbändiger
ist die Freude der Amerikaner
über den Präsidenten, der ihnen
diesen artigen Spaß bereitet hat.
Und wenn sie auch wissen, daß
es nur Spaß und Wahlkomödie
ist, so haben sie doch großen Res-
pekt davor. Denn ein Präsident,
der so trefflich für sich Reklame
macht, der ist unser Mann; der
paßt für uns, den können wir
brauchen. Die Sache aber dreht
sich um den südamerikanischen Goldstaat Venezuela.
Dieses Land, doppelt so groß als Deutschland, mit
3 Millionen Einwohnern, hatte schon längst wegen
seiner enormen Reichtümer die Gier der Engländer
erweckt. Man trifft diese Ritter ohne Furcht und

Ladel überall, auf allen Festländern, in allen Meeren,
und stets sind sie die gleichen. Sie hätten gerne
auch die Goldminen von Venezuela eingefackt; ein-
weilen einmal, bis es besser kommt, waren sie auch
zufrieden, ihre Grenze etwas hinauszuschieben, denn

sie sind Nachbarn Venezuelas.
Man nennt das Regulierung
der Grenzen. Unsere Diebe wer-
den sich das bald merken und be-
haupten, sie hätten nicht ge-
stohlen, sondern nur den Geld-
bestand in des Nebenmenschen
Börse reguliert. Aber nun
wandte sich Cleveland der An-
gelegenheit zu und gab den Eng-
ländern zu verstehen: Hände
weg oder ich hau euch drauf.
Amerika gehört den Amerika-
nern. Das ist nun zwar auch
nicht richtig, aber man nennt
es: die Monroe-Doktrin be-
kennen. Die Engländer, die
zu ihren vielen andern Angsten
nun auch diese noch auf den
Hals bekamen, spuckten bereits
in die Hände und thaten, als
ob sie morgen schon gegen
Amerika absegnen wollten; aber
die Säbel der Engländer schei-
nen eingeroftet zu sein und sind
nicht aus der Scheide zu bringen,



Das geschieht am besten so, daß man dem englischen Löwen etwas in den Schwanz pfeht.

so sehr man auch dran herumzerrt. Anstatt der
Achtundvierzigpfünder machten sie ihre Pfund Ster-
ling mobil; und das brachte allerdings schon eine
solche Kursstürzung und Stockung der amerikanischen
Werte herbei, daß dem Dunkel Sam Hören und Sehen

verging und die Thränen in die
Augen traten. Über Nacht, ohne
sich sonderlich drum zu bemühen,
hatten die Amerikaner über eine
Milliarde Dollars verloren, und
das thut auch weh. Seitdem sind
sie etwas zahmer geworden und
schimpfen über den Präsidenten,
daß es eine Art hat.

Aus

Persien

kommt kurz vor Thores, d. h.
Kalenderschluß die Nachricht, der
wohlbekannte Schah Nassr-ed-din
sei durch einen Narren aus der
religiösen Sekte der Babi ermor-
det worden. Er hat genossen das
irdische Glück, hat gelebt und ge-
sieht, auch Reisen nach Europa gemacht und sogar
Bücher verübt. Die persische Königskrone, eigentlich
Königspelzkappe, geht auf seinen Sohn Musaffer-ed-din
über, hoffentlich ohne die im Orient üblichen Ver-
schwörungen der übrigen Prinzen. Denn für etwaige



Musaffer-ed-din, Schah von Persien.

Thronstreitigkeiten interessieren sich die Russen nicht wenig, die in jenen Gegenden auch nicht ungern ihre Grenzen etwas „regulieren“ möchten. Gott gebe, daß nicht nur in Persien, sondern auch sonst in der Welt der liebe Frieden erhalten bleibt und der ruhige Bürger seiner Arbeit leben kann. Und zu arbeiten ist noch viel, bis die Aufgabe des Menschengeschlechts gelöst ist, die da heißt: Füllet die Erde und machet sie euch unterthan.

Politisch muß man sein.

Also predigte verschiedenemale die Laubenwirtin zu Rheinach ihrem Mann und so eindringlich, daß er sich schließlich ärgerlich den Kopf kratzte und maulte: „s ist wahr und recht hast du schon! Aber ob ich's zuweg bring'! Das ist die Frage!“

„Ach was! Dem Geschäft zulieb muß man alles können, wenn's auch wider den Strich geht! Zwing dich und probier es einmal ernsthaft. Und wenn du mit Lumpen umzuspringen weißt, wie's ihre Art verlangt, so wirst du's auch mit ordentlichen Leuten können. Wofür bist du sechs Jahre in die Höhere Bürgerschule gegangen? Und außerdem ist der Herr Apotheker ein Kunde, auf den man schon einige Rücksicht nehmen darf, erstens gehört er zu den bessern Bürgern, zweitens ist er ein gebildeter Mann, drittens — —“

„Ja ja, Marie! aber laß es jetzt nur gut sein, ich will mich zusammennemen, so gut es geht. — Freilich,“ murzte er nachher für sich weiter, „so einem unglaublich beschränkten konservativen Querkopf gegenüber kühl zu bleiben und politisch zu sein, das will was heißen, und wenn man nur halbwegs so ehrlich liberal ist wie ich. Aber sie hat recht: das Geschäft geht vor der Politik. So muß man seine Überzeugung verleugnen!“ schloß er seufzend.

Die Sache aber, die den Laubenwirtsleuten diese und ähnliche Zwiesprachen abnötigte, war die: Zu den regelmäßigsten Stammgästen gehörte der Stadtapotheker Weidner, ein älterer Herr, der sein wichtiges und nötiges Amt, sowie sein gewichtiges und unnützes Bäumlein mit Würde und Anstand trug, seine politische Meinung, sowohl in Sachen des Stadt- wie des Reichsregiments, in Fragen der Wasserleitung, Neupflasterung und Verlegung der städtischen Viehmärkte, wie in denen der Sozialpolitik, der Kornzölle, der zweijährigen Dienstzeit, des Dreibundes und der Mac Kinley-Bill mit dem ganzen Nachdruck seiner Würde und dem Feuer seines cholertischen Temperaments vertrat, ohne zu weichen und zu wanken, und als Typus eines hoch- und stockkonservativen Philisters gelten konnte. Ihm gegenüber, auf allen Punkten der Position, stand nun als gleich hitziges, freisfertiges, und in der That mit den Waffen einer sogenannten bessern Bildung gerüstetes Gegenpiel der junge Wirt zur Laube, der erst seit einem Vierteljahr das Anwesen erworben hatte. In den ersten Tagen war schon aus nachbarlicher Höflichkeit der Herr Apotheker einmal statt in den Nebstock in die Laube gegangen, hatte ein „ganz gebildetes“ Gespräch mit dem „schade nur etwas übersprudelten, von dem Gifte des Freisinns angekränkelten, liberalen

Hitzkopf“ geführt, wie er andern Tags seinem Provisor erzählte, den er väterlich vor dem „Freischärler“ warnte, war dann wieder und wieder gekommen und trank nun seit der Zeit täglich sein Frühschöpple und abends seine drei, vier, auch fünf Glas Riegeleer — je nach dem Grad der Hitze, die zu kühlen war, nämlich der Hitze des Gesichts, das er seit der Zeit mit dem „eigen sinnigen Hitzkopf“ führte. Denn nie vergingen drei Minuten, nachdem der Apotheker seinen altväterlich-konservativen Cylinder über den Hals gestülpt und die Badische Landeszeitung in die Hand genommen hatte, das Leibblatt des Laubenwirts, ohne daß sofort die Plänkler auf beiden Seiten vorgingen, das Feuer eröffneten und im Handumdrehen die friedliche Landschaft in ein qualmendes, tosendes Gesichtsfeld verwandelt war, auf dem sowohl die Kavallerie der spöttischen, witzgespikten Angriffe, wie die geschlossenen Sturmkolonnen der logischen Beweise, ja sogar die Artillerie der gegenseitigen Grobheiten in „umfassende Aktion“ traten. Kurz, es war ein bewegtes, lehrreiches und unterhaltendes Bild.

Nun nahmen aber die täglichen Schlachten an Heftigkeit immer zu, man wurde durch die Übung und Verwöhnung immer anzüglicher, bissiger, gröber, und mehr als einmal war es schon vorgekommen, daß der Herr Apotheker nach dem vierten, ja schon dritten Glase zornig nach dem Cylinder gegriffen und die Thüre hinter sich zugeschlagen hatte. Ja heute war es jetzt schon das zweitemal, daß er nicht zum Frühschoppen gekommen war, sondern an der Laube vorbeimarschierte, ohne hereinzublicken. Freilich hatte ihn gestern abend der Laubenwirt elend verletzt mit der höhniischen Bemerkung, daß „Bildung und Urteilsfähigkeit kein Monopol der Studierten sei, im Gegenteile habe mancher den common sense, den gesunden Menschenverstand, über irgend einem Specialstudium verloren! Er kenne auch Leute, welche — —“

„Ob das auf ihn gespitzt sei?“ hatte der Apotheker leuchend vor Zorn gefragt.

„Ich habe nichts gesagt, als was ich gesagt habe!“ war die trotzig murrende Antwort und die Thüre klirrte hinter dem andern ins Schloß.

Die ewige Streiterei hatte der Frau Marie schon lange angst gemacht.

„Sei doch gescheit und gib nach!“ bat sie immer, „du wirst sehn, du verdirbst dir noch die ganze Kundschaft. Politisch muß man sein!“

Und also auch heute wieder, und wie man schon gesehen hat, mit einigem Eindruck auf den Mann, dem es selbst unheimlich zu werden begann, angesteckt von der Angst der Frau.

„Politisch muß man sein, realpolitisch, nachgeben und zuschlagen, wo's gerade am Plage ist, wie's der Bismarck machte! Also nimm dich zusammen, Johann!“ Also sprach er zu sich, einen festen Entschluß fassend „politisch zu sein“. Daß der Apotheker auch am Abend nicht kam, bestärkte ihn völlig darin.

Er atmete erleichtert auf, als der Erwartete endlich am andern Morgen wieder erschien, grollend zwar und einsilbig, aber er war doch gekommen. Das Vor-

gefallene lag noch als peinliches Gefühl zwischen beiden. Daher verlief auch das Wiedersehen recht still und friedlich. Am Abend schien es lebhafter werden zu wollen. Der Apotheker kam mit einem sarkastischen Zug um den Mund und der „Badischen Korrespondenz“ in der Rocktasche und forderte vernehmlich die Landeszeitung.

„Ich muß doch sehen!“ sagte er laut für sich, aber auf den Gegner gemünzt, der sein Glas und die Zeitung brachte, „ich muß doch sehen, wie die teure Base sich diesmal aus der Bredouille zieht!“

„Was giebt's denn Neues in der politischen Welt, Herr Weidner?“ fragte Immenthaler außergewöhnlich sanft.

„Na, die Schneidewiker Wahl!“ meckerte der Apotheker höhnisch, „da hat sich der Liberalismus wieder einmal in der ganzen Größe seiner — hm! hm! — in seiner ganzen Größe gezeigt. Ein sauberer Sieg, psui Teufel, mit Hilfe der Sozialdemokraten! Guten Appetit! Ich gratuliere, Herr Immenthaler, zu der Bundesgenossenschaft!“

„In diesem Falle geb' ich Ihnen recht, Herr Weidner, es ist kein erquickliches Bild!“ sagte der Angegriffene ruhig. Der Apotheker stutze und betrachtete ihn argwöhnisch.

„Also Sie scheinen endlich die Fäulnis innerhalb einer gewissen Partei anerkennen zu wollen?“

„Es ist nicht alles, wie es sein sollte und könnte. Aber wo wäre das anders!“

Der Apotheker traute seinen Ohren kaum. Doch nahm er das letzte Wort begierig auf.

„Wo es anders wäre? Da schauen Sie auf uns, da sitzen noch Männer von Hirn und Herz, von Schrot und Korn, — — alles andere ist doch nur Windbeutelgeschlecht!“

Der Laubenwirt wurde rot und blaß; aber er zwang sich und sagte: „Dies Urteil laß' ich Sie vor sich selbst verantworten!“

„Das thu' ich auch!“ rief der Apotheker heftig und schlug auf den Tisch; aber es war ihm unbehaglich zu Mut, als ob er gestunken habe.

Der Hirsch muß einen harten Stamm vor sich haben, um sein Geweih zu scheuern, und der Gewaltthätige Widerstand finden; sonst juckt es beide unerträglich. Die Nachgiebigkeit entwaffnet den Gegner, während der Trotz ihn rüflet. Das merke.

Das Gespräch wollte nun nicht mehr recht in Zug kommen. Nach dem dritten Schoppen sagte der Apotheker Gute Nacht und verließ melancholisch oder geärgert das Zimmer.

Und wie es an dem Abend anhub, so auch an den folgenden. Johann Immenthaler folgte seiner Frau, nahm sich zusammen, blieb höflich, manierlich, jeder bessern Belehrung vonseiten des Apothekers zugänglich, kurz, er bestrebte sich „politisch zu sein“, „realpolitisch“.

Aber mit welchem Erfolge?

Der Herr Apotheker, der sonst drei, vier, fünf Glas, je nach dem Arger getrunken hatte, verlor scheint's bei der herrschenden Kühle den Durst, trank erst nur noch höchstens drei, später nur noch zwei Schoppen, schließlich ging er einmal schon nach dem ersten und kam andern Tags nicht mehr, auch nicht am zweiten und nicht am dritten. Und was gerade so auffallend war, die Menge der Gäste, welche sonst die Stube füllten, weil sie fanden, daß es in der Laube lebhaft zugeht, der junge Wirt recht schick und seine Frau recht proper sei, fing ebenfalls an, sich zu lichten, und nahm im selben Ver-



Am Rheinthor trafen die beiden zusammen.

hältnis ab, wie die Bestürzung Immenthalers und seiner Frau zunahm.

„Ich weiß gar nicht, was das ist!“ sagte diese manchmal, „hast du denn doch noch was mit dem Apotheker gehabt?“

„Nein, gewiß nichts! Ich hab' mich zusammengenommen, so gut ich konnte, besser als ich es mir zugetraut hab'. Was mag der Murrkopf nur haben? Und die anderen bleiben auch weg, als ob sie mit ihm zusammenhängen?“

„Weißt du was, Männle, ich thät' ihn einfach einmal grad heraus fragen! Ein offnes Wort hat nie was geschadet!“

„So? soll ich ihm wohl noch nachlaufen?“

„Das Geschäft, den' ans Geschäft, wie das drunter leidet! Paß ihm mal den Weg ab, wie zufällig, und frag ihn, was er gegen dich hat!“

„Du weißt, Marie, daß ich gern alles für dich thu, aber . . .“

„Das auch, Johann! Geh, sei politisch! Politisch muß man ein bißel sein, sonst geht's nicht!“

„Nun in drei — Gottes Namen!“ sagte Zmmenthaler seufzend.

Und da er wußte, daß der Apotheker jeden Mittag nach dem Essen einmal von links nach rechts um das Städtle spazierte, so that er's am andern Tag ebenfalls, aber von rechts nach links. Am Rheinthor trafen die beiden zusammen. Sie grüßten sich höflich. Mit kritischem Gesicht, doch etwas zögernd, wollte der Apotheker vorüber, da sagte Zmmenthaler die nötige Schneid und sagte: „Ein Wort, Herr Weidner, wenn's gefällig ist?“

Der blieb stehen und zog erwartungsvoll die Brauen hoch.

„Ich wollt' nämlich doch einmal fragen, was ich Ihnen zuleid gethan hab' oder warum sonst Sie nie mehr in die Laube kommen. Liegt's am Stoff, oder an der Bedienung oder — —?“

„Nun, Herr Zmmenthaler, weil Sie mich so offen fragen, will ich's Ihnen grad so offen sagen, — es liegt an Ihnen!“

„An mir? — Ja was hab' ich — —?“

„Nämlich früher, da ging's noch! Es war unterhaltend und anregend, das Bier schmeckte, und was die Hauptsach' ist, all das wirkte vortrefflich auf meinen Schlaf und Appetit. Ich kam heim, schlief wie eine Kat' und aß wie ein Dreifcher! Seit einiger Zeit ist es aber bei Ihnen nicht mehr auszuhalten. Kein vernünftiges Wort,“ schrie er beinahe und der Koller brach los, „ist mehr mit Ihnen zu reden, — zu allem sagen Sie ja! Verstehn Sie nun!“

Langsam nur erholte sich Zmmenthaler von seiner Verdrüßtheit, lächelte erst verlegen, dann freier; schließlich streckte er dem Zornigen die Hand hin und sagte: „Herr Weidner,“ sagte er, „wenn's nur das ist,

dann kommen Sie nur getroßt wieder! An mir soll's nicht fehlen. Das Jasagen ist mir, weiß Gott, hart genug angekommen. Gott sei Dank, daß es rum ist!“

Nach zehn Minuten hatte das Rheinthor von einem heftigen Streit der Verführten über die Doppelwährung wieder, der am Abend rüstig in der Laube fortgesetzt wurde. Der Apotheker trank zum erstenmal sechs Schoppen und beim Schlafengehn sagte Zmmenthaler zu seiner Frau, die mit rotem verschämtem Gesicht auf dem Bettrand saß: „Man kann auch zu politisch sein, Alte!“

Unser Preis- auschreiben.

Wie die alten Griechen zum „Kampf der Wagen und Gefänge“, und wie die deutschen Ritter des Mittelalters zum glänzenden Turnier, so strömten die deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen gegen den 1. Oktober des Jahres 1895 in der Stadt Laub in Baden zusammen. Doch halt, nein, der Vergleich stimmt nicht, sie kamen ja nicht selber, sondern schickten nur die Kinder ihres Geistes und ihrer Feder in stattlichen Briefen und oft recht umfangreichen Paketen, und der Postbote, der sie von der Lauber Post dreimal täglich zu dem Häuschen des Hinkenden zu bringen hatte, seufzte unter der Last und meinte, er hätte das Gläschen Markgräfler, das ihm der Hinkende einhändelte, wirklich sauer verdient. Und

Großer Volkskalender des Lauber Hinkenden Boten für 1897. Preis: 1 Mark.

Für diejenigen Freunde des Hinkenden, welche den Kalender gern in vornehmerem Gewande und mit einem vermehrten erzählenden Inhalt besitzen möchten, ist die besonders fein und gediegen ausgestattete Ausgabe des Großen Volkskalenders zum Preise von 1 Mark erschienen. Dieselbe umfaßt 150 Druckseiten auf bestem Papier und ist hübsch gebunden, mit einem von dem berühmten Düsseldorf'scher Meister Kaspar Schuren entworfenen Titelbild.

Der Inhalt des Großen Volkskalenders ist folgender:

Zum neuen Jahr! Gebieth von Adolf Bartels. Die alte Uhr. Von Anna Ronck. Rätsel. Sein' angeboreni Galanderie. Von Ludwig Stark. Deutsche Lyrik. Nikolaus Lenau, Anastasius Grün, Ferdinand Freiligrath. Mit 3 Bildern von Erdmann Wagner. Des Hinkenden Boten Standrede über die Nährstoffe. Mit Bildern von B. A. Wellner. Der Gamschniger. Preisergählung von Irma von Trost-Borsthan. Mit Bildern von Konrad Weigand. Ein Freudenfeuer. Von Hermine Wülfinger. Mit Bildern von G. Viebig. Und er sah sie forgerissen. Mit Bild von B. A. Wellner. Das Geheimnis der Postille. Mit Bildern von D. Wähly. Ein ungeistlicher Kat. Mit Bild von D. A. Koch. Alles muß drauf gehen. Von J. Wähly. Mit Bild von D. A. Koch. Das merkwürdige Mittel. Mit Bild von D. A. Koch. Ein verhängnisvolles Telegramm. Mit Bildern von A. Greiner. Zwei Gedenktage. Das Lauber Reichswaisenhaus. Die Hesselbäuerin. Von G. Abari. Mit Bildern von Erdmann Wagner. Juktus. Von Irma von Trost-Borsthan. Der alte Fortwart erzählt. Gebieth von Rudolf Baumbach. Eine Ueber-raschung. 4 Bilder. Gastronomisches Kalendarium. In der Schule. Eine Nacht in Gefangenschaft. 8 Bilder. Einmalhunderttausend Mark. Eine Dorfgeschichte von Ostwald Handt. Mit Bildern von A. von Köppler. Wahr — und dennoch erfunden. Aus dem Leben Eitlons. Ein Kronenträger auf hoher Alp. Von J. Wähly. Das Geschwisterkind. Militärhumoreske von Maxim. Schmidt. Mit Bildern von A. von Köppler. Auch ein Kalender. Er will heiraten. Von A. vom Rhein. Der Sträfling von Monaco. Der Hundekasper. Weltbedenheiten. Mit Bildern von B. A. Wellner. Politisch muß man sein. Mit Bild von D. A. Koch. Treue Liebe. Gebieth von Paul Heise, Bild von D. A. Koch. Unser Preisauschreiben.

dann saß der Hinkende selber fast trostlos unter den gewaltigen, auf Tisch und Stühlen aufgestapelten Manuskriptenhaufen, „zuviel des Segens!“ murmelte er und überlegte, ob er sich nicht jetzt gleich eine gute Brille kaufen solle, die er bisher nicht gebraucht. Da fiel ihm ein, daß er ja nicht allein das Preisrichteramt zu üben habe, daß er sich wohlweislich rechtzeitig Gehilfen gesucht, und erleichterten Herzens begann er die Eingänge zu zählen.

Nun, ein stattlicher Haufen war und blieb es, auch nachdem Korn und Spreu zunächst etwas gesondert und diejenigen Einsendungen, welche den Bedingungen des Wettbewerbs in keiner Weise entsprachen, ausgeschieden waren. Himmel, haben manche Leute einen

Begriff von der Schriftstellerei! Da fällt jemandem eine Geschichte ein, die ihm sein Gevatter einmal am Viertisch erzählt hat, oder ein eigenes Erlebnis; flugs setzt er sich hin und bringt die schöne Geschichte, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, möchte man sagen, auf vier Briefseiten zu Papier und schickt sie nach Jahr mit der Bitte, der Hinkende möge sich die Geschichte selbst etwas zurecht machen, ihn, den Verfasser, aber beim Tausendmarkpreis nicht vergessen. Der Hinkende hat viel Geduld und auch ein gutes Herz, er hat alle Einsendungen dieser Art gelesen und hätte manchem armen Teufel, der sich vertrauens- und hoffnungsvoll an ihn wandte, die tausend Mark schon gegönnt, — aber da waren über dreihundert deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die die Früchte ihres Fleißes und Talentes, wirkliche Geschichten, wie man sie nicht bloß hinter dem Ofen und am Viertisch erzählt, sondern auch in Büchern druckt, eingesandt hatten, und diese mußten denn doch wohl in erster Reihe berücksichtigt werden. Der Hinkende verzeigte also all die Erzählungen an seine Freunde und Gehilfen und harrete der Dinge, die da kommen sollten.

Und nun begann ein eifriges Lesen und Prüfen. Von nah und fern, aus allen Teilen unseres großen Vaterlandes, aus dem heimischen Badnerlande wie aus dem fernen Ostpreußen, aus den neugewonnenen Reichslanden wie aus Schleswig-Holstein meerrumschlungen, aus dem großen Berlin wie aus der schönen Wienerstadt, vom Gestade des nordischen Meeres wie aus den Thälern der österreichischen Alpen waren die Erzählungen gekommen, fast keine der deutschen Mundarten, die nicht in einer der Geschichten an- oder gar wohl ausgingen wäre. Und ebenso waren unter den Bewerber um den Preis alle Stände des deutschen Volkes vertreten, neben dem Herrn Professor und dem Herrn Pastor stand der einfache Schullehrer, neben dem adeligen Stiftsfräulein die bescheidene Gouvernante, neben dem Grafen und Baron der schlichte Kanzlist, Commis, ja, der Bauersmann und der Arbeiter. Alle hatten etwas zu sagen und zu erzählen, und mochte nicht alles erlebt, vieles nur erlesen sein, im ganzen erhielt doch, wer alle die Geschichten las, ein großes und reiches Bild deutschen Lebens, wie es sonst nur durch langjähriges Studieren und vieles Reisen zu gewinnen. Immerhin überwogen unter den Bewerbern die Schriftsteller und Schriftstellerinnen von Beruf, die, die sich schon viel mit der Feder versucht; es fehlte nicht an Namen, die im ganzen Vaterlande einen guten Klang haben. Darüber hatte der Hinkende eine große Freude; „denn“, sagte er sich, „mag auch der Tausendmarkpreis locken, gewiß hat doch auch mancher dieser Schriftsteller bei sich bedacht, daß es eine große Sache sei, dem deutschen Volke, den Hunderttausenden, die den Hinkenden Boten in der ganzen Welt lesen, eine wahrhaft gute Erzählung zu schenken, und er hat sein Bestes eingesetzt,“ und aus tiefstem Herzensgrunde sagt er allen diesen Bewerbern seinen innigsten Dank!

Es war kein leichtes Stück Arbeit, wie man sich denken kann, unter den 310 zur Bewerbung zugelassenen Erzählungen zunächst nur die besten von den schlechtesten zu scheidern; doch gelang es, ohne daß sich bei den Herren, die diese Aufgabe lösten, größere Widersprüche herausstellten. Die Hauptfrage, die man sich immer wieder vorzulegen hatte, war: Steht in dieser Erzählung wahrhaft Erlebtes oder doch Empfundenes, oder ist sie nur andern nachgeföhlt, nach berühmten Mustern zurechtgemacht? Ferner hatte man zu fragen: Wie ist die

Geschichte erzählt? Darnach ergab sich dann die Scheidung. Es zeigte sich, daß gerade unter den Dorfgeschichten, die die große Masse der Einsendungen bildeten, unendlich viel oberflächliche Nachwerte waren, die jede Lebenswahrheit und tiefere Empfindung vermissen ließen; das stehende Thema war die Liebe des armen Burschen zu dem reichen Mädchen oder umgekehrt des reichen Burschen zu dem armen Mädchen, die, nachdem der harttherzige Vater irgendwie befehrt ist, doch zuletzt zum Ziele führt. Wenn man nur an diese Menschen hätte glauben können, aber nicht einmal Name und Noth waren immer echt. Manche Verfasser suchten die sozialen Fragen der Gegenwart zu behandeln, aber darüber ging ihnen meist die Erzählung selber in die Brüche, sie predigten gute Gesinnungen und schalteten auf die Sozialdemokraten, — leider richtet man mit Schimpfen gegen diese wenig aus. Das Jubiläumsjahr des großen Krieges von 1870/71, in das die Preisbewerbung fiel, hatte natürlich veranlaßt, daß auch Kriegsstoffe behandelt wurden, doch geschah dies ebenfalls selten mit Erfolg. Dennoch durfte reichlich ein Viertel aller Einsendungen als bessere und sorgfältigere Arbeit bezeichnet werden, etwa zwanzig Erzählungen verdienten die Bezeichnung „wirklich gut“, und von diesen zwanzig kam die Hälfte für den Preis in Betracht.

Wie leicht erklärlich bei der großen Verschiedenheit der zehn Erzählungen nach Form und Inhalt, machten sich jetzt bei der Entscheidung, welches Werk das preiswürdige sei, abweichende Urteile geltend, aber die meisten Stimmen für den Preis vereinigten sich schließlich auf die Erzählung Nr. 28, „Der Gamschnitzer“, als deren Verfasserin sich Irma v. Troll-Borostyáni in Salzburg erwies, der daher der ausgesetzte Preis von 1000 M. zuerkannt wurde. Unsere Leser finden das Werk auf Seite 49 und den folgenden gedruckt! Einen zweiten, dem ersten koordinierten Preis von 500 M. erhielt Arthur Schleitner in München für die Erzählung „Spalunkes“ (Nr. 18), welche im Jahrgang 1898 des Kalenders erscheinen wird. Daß der Hinkende sich eine ganze Anzahl weiterer vortrefflicher Erzählungen nicht entgehen ließ, versteht sich von selbst.

Den Hauptpreis trug also, was vielleicht bezeichnend ist, eine Frau davon. Überhaupt war die Frauenbeteiligung sehr stark (125 Arbeiten von 310), und von Frauen rührten viele der bessern Erzählungen, freilich auch die allerschlechtesten her.

Der Hinkende kann mit dem Erfolg seines Preisauschreibens zufrieden sein. Mögen die Urteile über die Preiserteilung selbst, wie immer in solchen Fällen, auseinandergehen, der Beweis ist erbracht, daß man in Deutschland noch immer für das Volk zu schreiben vermag, und daß der Hinkende keine Ursache hat, seinem Grundsatz „Für das Volk ist nur das Beste gut genug“ untreu zu werden. Alle, die mit uns in diesem Sinne arbeiten wollen, sind uns nach wie vor herzlich willkommen!

Jahr, im Januar 1896.

Verlag und Redaktion des Hinkenden Voten.